

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 13.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

## G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

### X.

Ko. Am 4. Oktober war der Stier für die Bewohner von Dast immer noch nicht abgehandelt, ein Beweis, daß der Abmarsch noch nicht erfolgen werde. Von allen Seiten liefen jetzt Beschwerden ein, daß man von den Summen, welche der Sultan dem Reisenden abgepreßt, nichts erhalten habe und deshalb der Karawane entgegengetreten werde. Aber der Reisende ließ sich nicht einschüchtern und erklärte, er werde nöthigenfalls allein, mit seiner Flagge umgürtet und nur einen Kumo — das Holzstückchen, mit welchem die Somali ihre Zähne abreiben — in der Hand, den Marsch zu den Dastis antreten und wolle sehen, ob die Somalis ihren Eid halten würden oder nicht. Wie eine Ironie fügte es sich, daß gerade zu dieser Zeit ein eingeborener Barde erschien und auf dem Plage vor den Hütten des Reisenden und des Sultans dessen Lob und dann auch das des Reisenden anstimmte. Révoil ließ ihn ungerührt singen, so lange er wollte; dem Sultan wurde es zu arg, er sandte zu dem Franzosen und ließ ihn auffordern, dem Sänger durch ein Geschenk den Mund zu stopfen, aber der Franzose blieb diesmal hartnäckig und Omar Jussuf mußte den Ruhm seiner Ahnen selbst bezahlen.

Aber die schweren Sturzregen dauerten fort und nun rückte der Sultan ganz offen mit dem Vorschlage heraus, den Abmarsch noch um 14 Tage zu verschieben. Révoil bestand natürlich auf der sofortigen Abreise; wieder begannen endlose Verhandlungen, aber endlich siegte seine Beharrlichkeit. Freilich mußte er die beiden Ballen Zeug für Ganane übernehmen und noch zwei weitere für den Chef der Gesser-

kudehs, aber doch nur unter der Bedingung, daß er mit der Leistung seiner Eskorte bei der Ankunft in Ganane zufrieden sei und daß die Gesserkudehs schriftlich auf alle weiteren Ansprüche verzichteten. Das einzige Tröstliche war, daß der Sultan sowohl Eden Affeno, den Abgesandten von Ganane, als auch die Elai, welche sich der Eskorte anschließen sollten, in Gelibi zurück behielt.

Nur die Lieblingsfrau des Sultans blieb den beiden Reisenden immer gleich günstig gesinnt; fast täglich kam sie, ihnen Nachricht zu bringen und sie zu trösten, und sehr häufig nahm sie Révoil mit in ihr Haus, wo sich immer eine zahlreiche Gesellschaft von Somali-Damen befand. Er hatte hier Gelegenheit, alle möglichen Kulturstudien zu machen; die Frauen waren mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt, die eine kardätschte Baumwolle, die andere verspann sie, eine dritte stieß Kaffee, wieder eine andere verfertigte eine Kalebasse oder machte Butter, und zwei Sklavinnen drehten die Mühle, um den in einem Mörser enthülften Mais zu mahlen. (Man vergleiche die Abbildung.) Aber die Zusammenkünfte hatten noch in einer anderen Beziehung großen Werth für den Reisenden; von den Frauen erfuhr er ganz genau, was in den einzelnen Stämmen vorging und was die einflußreichsten Leute planten, und er bezahlte darum gern den Kaffee und den Honig, die zur Bewirthung nöthig waren.

Endlich am 9. November konnte der Dpferstier geschlachtet werden; den Hammel hatte Omar Jussuf längst anektiert. Die Theilnehmer an der Karawane waren

fämmtlich zum Gastmahle geladen, den Anderen wurden in das Blut getauchte Zweige ins Haus gesandt. Eine Gesandtschaft aus Bullo, einem etwa zwei Stunden von Gelidi am Wege gelegenen Dorfe, störte die Festfreude mit der Erklärung, ihr Dorf, obschon zu Gelidi gehörig, habe nichts von dem gezahlten Gelde erhalten und sie würden der Karawane den Weg versperren. Aber Dmar Jussuf erklärte ihnen von oben herab, daß er ihre Drohungen verachte und unbekümmert durch das Feld hinter Belguri marschiren werde, und die anwesenden Wadans und Gobrons fuhrten auf und drohten, sie allein würden 500 Bewaffnete aufbringen, die Handad sollten sich nur ganz ruhig halten. Das Mahl wurde gehalten, das Gebet gesprochen, am folgenden Tage sollten die Theilnehmer ihren feierlichen

Eid leisten. Aber nun kamen die vom Abschiedessen ausgeschlossenen Gobrons und begannen Streit, und schließlich schien es zu einem allgemeinen Kampfe kommen zu sollen.

Wieder gelang es, die Streitenden zu beschwichtigen, und am 13. November wurde endlich das Signal zum Abmarsche gegeben. Die Kameele wurden herbeigetrieben, aber die besten fehlten natürlich; der Hirte hatte sie, entgegen dem ausdrücklichen Verbote, vermiethet und die Miether dachten nicht daran, sie zurückzugeben. Die beiden Europäer waren allein, die in Mogduschu gemietheten Leute weigerten sich angesichts der gefährlichen Situation zu kommen, auch Shuma erklärte, daß er nicht weiter als nach Ganane mitgehen werde. Um 10 Uhr ist noch kein Kameel beladen, kein Mann von der Eskorte da. Umsonst befiehlt und

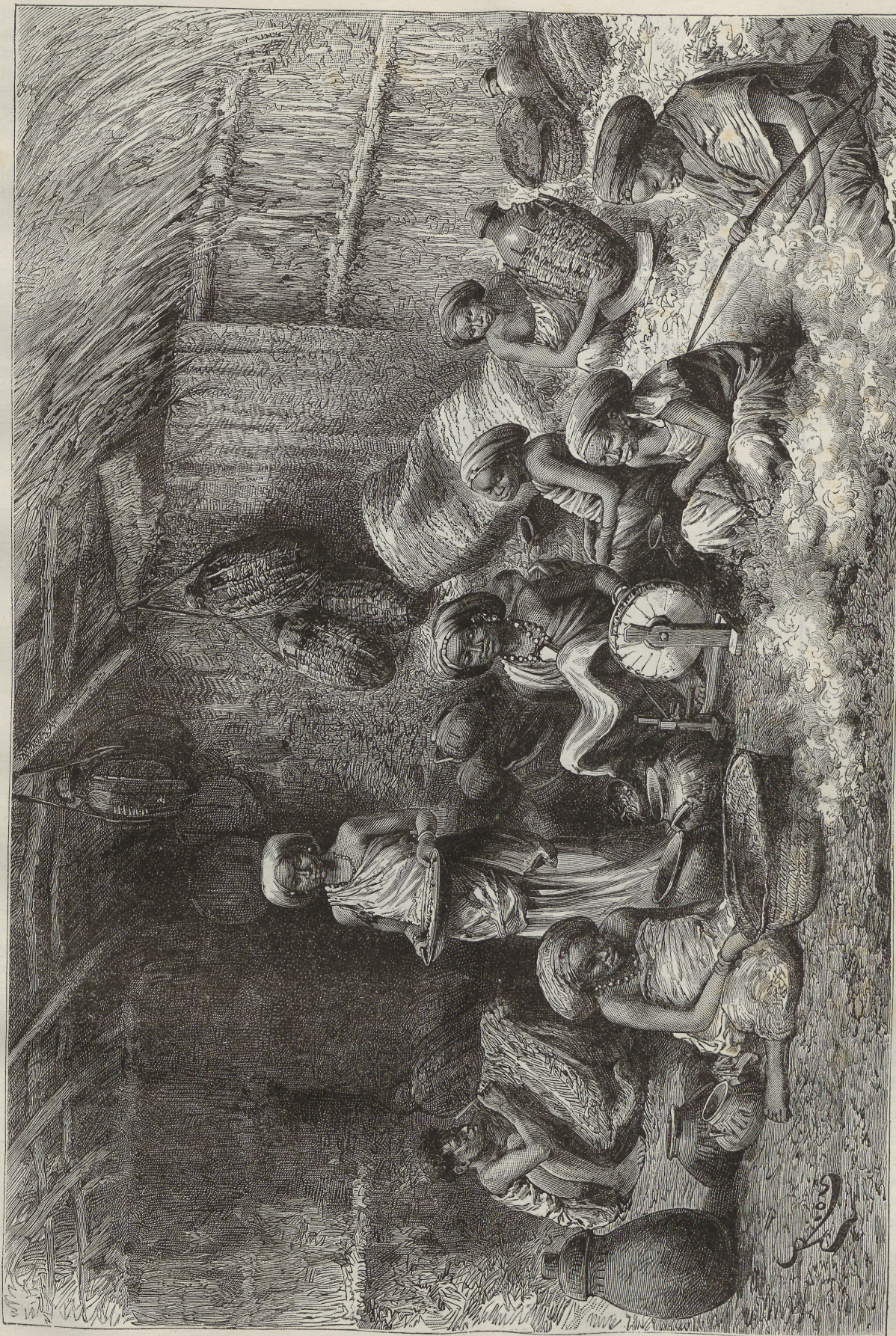


Ein Somali-Barde.

droht Dmar Jussuf von seiner Hütte aus; Niemand gehorcht ihm, und schließlich wird der Ausbruch wieder um einen Tag hinausgeschoben. Wieder erhoben sich alle möglichen Anstände, aber diesmal drang Révoil durch. Noch im letzten Augenblicke hatte Shuma, durch Osman Hadschi eingeschüchtert, seinen Dienst aufgekündigt, aber merkwürdiger Weise den erhaltenen Vorstoß zurückerstattet. Auch verschiedene Lastthiere fehlten und der Sultan selbst erklärte, er werde erst am Abend nachkommen; nur die Wadan waren auf dem Plage und schwuren dem Reisenden unbedingte Treue; dafür solle er ihnen nachher bei Saib Bargasch Verzeihung für die Ermordung des Hadsch Indi auswirken. Die Frauen klammerten sich an ihn und wollten ihn zurückhalten, da er in sein Verderben ziehe, aber mit einem fatalistischen „Kof end Allah“ wies er sie zurück.

Seine Flagge hatte er Niemand übergeben wollen, sondern sie als Schärpe um den Leib gewickelt und Dolsch und Revolver hineingesteckt. Zehn Schüsse rasch hinter einander aus seinem Gras-Gewehre gaben das Zeichen, dann setzten er und Julian sich mit der Karawane in Bewegung, geleitet von dem gefälligen Araber Dmar Kassadi. Es erweckte freilich kein besonderes Vertrauen, daß Hadschi Osman und Shibrail Musa, die Révoil zu seiner Ueberraschung unter seiner Begleitung gesehen hatte, mit Ostentation weggingen, als das Reisegebet angestimmt wurde, aber sein Entschluß stand fest.

Beim Gros der Karawane sah er zu seiner Ueberraschung Madi Nur, den wortbrüchigen ehemaligen Heizer, der, wie er erklärte, von Mirdile gekommen war, um wieder in seine Dienste zu treten. Sonst waren es meist unbekannte



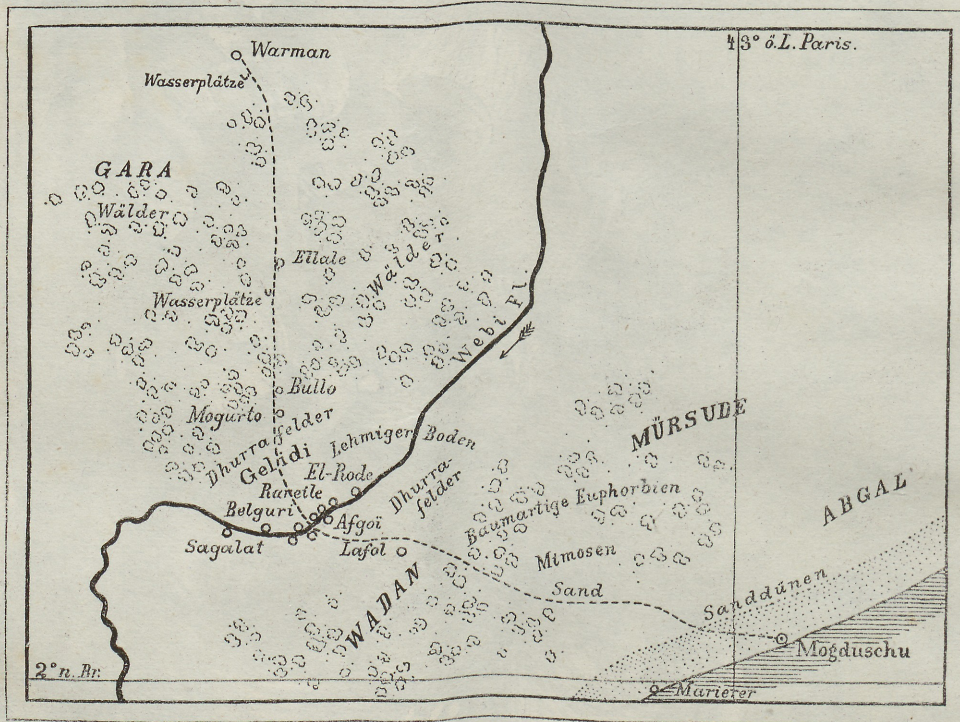
Ein Nachmittag bei der Lieblingsfrau des Scheichs der Gobron. (Theilweise nach Photographien.)

Gefichter, unter ihnen viele Abösch, aber nur auffallend wenig Somali. Im Ganzen waren es 95 Männer und 22 Lastthiere, die sich nun in Marsch setzten, Névoil mit Kompaß und Notizbuch in der Hand an der Spitze. Die beiden Dörfer der feindlichen Handa d wurden nach einem zweistündigen Marsche erreicht und auf einem kleinen Umwege umgangen. Einige Kilometer weiter gelangte man an eine Stelle, die heute noch Lafo galla, „die Gallaknochen“, heißt; sie bezeichnet das Schlachtfeld, auf welchem die Galla Arrusi in ihrem Siegeslaufe gehemmt und von den Somali nach dem Nordwesten zurück getrieben wurden. Hier stieß Mude Jussuf, der Bruder des Sultans, zu ihnen und übernahm das Kommando; er versicherte nochmals, daß sein Bruder in der Nacht nachkommen werde.

Der Weg wurde nun immer beschwerlicher. Beinahe 5½ Stunden lang wand sich die Karawane im Gänsemarsche durch ein Dickicht, wo die Dornen ihre Kleider zerrissen,

während eine glühende Sonne unbarmherzig vom Himmel brannte. Es war unmöglich, die Ordnung aufrecht zu erhalten, trotzdem wurde ohne ernstlichen Unfall die Richtung von Belgab erreicht, wo am Rande einiger Regenlachen ein paar Beduinenfamilien mit ihren Heerden lagerten. Jeder eilte, seinen Durst zu löschen, dann wurde unter einer lichten Akaziengruppe das Lager aufgeschlagen. Umsonst drang Névoil darauf, daß alle Waarenballen zu einem Walle um sein Lager vereinigt würden; jeder Treiber lud ab, wo es ihm beliebte, und die Kameele zerstreuten sich und stillten ihren Hunger an den jungen Baumtrieben.

Nun verlangte die Eskorte ihren Kaffee, aber umsonst suchte man nach den beiden mitgenommenen Ballen; sie waren verschwunden mit dem Kameele, das sie trug, und mit zwei Abösch der Wadan, welche es führten. Leider befanden sich auf dem Kameele auch die Arzneikiste und eine Kiste mit Waffen, ein Verlust, den Névoil sehr schwer



Névoil's Marsch von Mogduschu über Gelidi nach Warman. (Maßstab 1 : 100 000.)

empfand. Auch von den Begleitern fehlten gegen 30, unter ihnen auch Madi Nur, und man sollte bald erfahren, warum.

Noch schimpften und klagten die Männer um den gestohlenen Kaffee, da erschallte aus dem Dickicht das gellende, trillernde Geschrei, das die Frauen ausstoßen, wenn Gefahr droht und die Krieger zu den Waffen greifen. Zwei Beduinenfrauen kamen auf die Karawane zugestürzt, aber noch ehe sie dieselbe erreichten, hatten die Somalis Lanze und Schild ergriffen, und die Alten, Abdi Abdikero und den Araber Omar Kassadi an der Spitze, scharten sich um die beiden Franzosen, welche sich natürlich auch schußfertig gemacht hatten.

Die Frauen meldeten, daß etwa 200 Somalis aus Gelidi unter Anführung der Häuptlinge von el-Rode heranrückten, um die Karawane anzugreifen. Im Nu waren die Kameele zusammen getrieben, das Gepäck auf einen Haufen vereinigt und die Eskorte im Halbkreise darum

aufgestellt; die beiden Franzosen mit einigen Leuten nahmen ihre Stellung auf den Waarenballen, aber die Alten gingen zunächst dem Feinde entgegen und versuchten mit ihm zu unterhandeln. Mude Jussuf benahm sich dabei so verdächtig, daß Névoil mit seinem Begleiter sich etwas abseits stellte mit der Drohung, Jedem niederzuschießen, der das Gepäck anrühre. Doch sollte es nicht zum Außersten kommen. Die Leute von el-Rode waren besonders deshalb beleidigt, weil der Sultan sie von der Eskorte ausgeschlossen hatte; sie ließen darum mit sich reden und stellten schließlich nur die Forderung, daß die Karawane auch 12 der Ihrigen als Begleiter mitnähme. Als dies angenommen wurde, zogen sie sich etwas zurück, blieben aber in der Nähe gelagert.

Das erregte neues Bedenken, denn man mußte erwarten, daß die anderen Stämme von Gelidi, sobald sie den Aufbruch der Leute von el-Rode erfuhren, alsbald nachziehen würden, um ihre bei der Karawane befindlichen Angehörigen

zu schützen; dann wäre aber ein allgemeiner Kampf unvermeidlich gewesen. Wohl oder übel entschloß man sich also, den Lagerplatz trotz der allgemeinen Ermattung und der späten Stunde noch zu verlassen und weiter zu marschiren; die Kameele werden so rasch wie möglich beladen und von Neuem dringt man auf einem kaum den Namen verdienenden Pfade in den Wald ein. Bald geht die Sonne unter und die Nacht bricht herein. Der Weg wird immer schlechter, die Dornen der Büsche reißen die Kleider vom Leibe und bohren sich in das Fleisch, alle Augenblicke kommt eine sumpfige Lache, in deren Thonboden man bis an die Knie einsinkt. Die Lastthiere weigern sich, weiter zu gehen, auch die Menschen können kaum mehr, aber die Führer drängen immer weiter, trotz der prächtigsten Lagerplätze, an denen man vorbei kommt, sie wollen um jeden Preis Warman erreichen, wo Einwohner von Gelidi mit ihren Heerden lagern, und mit blutenden Füßen müssen die Reisenden sich mit-schleppen.

4 $\frac{1}{2}$  Stunden dauerte der schauerhafte Marsch auf einem Gazellenpfade durch den nachtdunklen Wald; die Kameele legen sich nieder und verweigern das Wiederaufstehen, alles ist auf den Tod erschöpft, da wird endlich Warman erreicht. Die Kameele werfen sich nieder und sind selbst zum Fressen zu müde; die Ballen bleiben neben ihnen liegen, umsonst bemüht sich Névoil, sie in Ordnung zu bringen. Aber nun verlangte die Eskorte nach Nahrung. Névoil hatte darauf gerechnet, daß man an allen Lagerstellen Fleisch, Durrak, Milch, Honig und Fett haben könne; er hatte darum nur für sich zwei Ballen Reis und einen kleinen Ballen Zucker mitgenommen, die in Nothfällen dienen sollten. Aber die Eskorte hatte diese Leckerbissen gewittert und verlangte stürmisch deren Herausgabe. Er legte die Frage dem Rathe der Alten vor; auch sie stimmten dafür und die Ballen wurden geöffnet. Natürlich wollten die guten Leute von Warman sich die Gelegenheit, umsonst zu solchen Leckerbissen zu kommen, auch nicht entgehen lassen; hätte nicht der getreue Araber Kassabi die Rolle eines Fourniers übernommen, so wäre der ganze Vorrath bei der ersten Vertheilung daraufgegangen.

Nun schrie man nach Kochgeschirr. Névoil hatte sein Bestes gethan, um alle Bedürfnisse zu befriedigen, zwei Kameele waren ausschließlich mit Geschirren beladen worden, aber du lieber Gott, wie hatten die Nester und Sträucher den Vorrath bei dem Nachtmarsche zugerichtet! Fast nur Scherben waren noch vorhanden, und um die wenigen ganz

gebliebenen Töpfe zankten sich die einzelnen Clans, von denen jeder eine Kochgesellschaft für sich bilden wollte. Auch die Abösch wollten nicht mit den Sklaven zusammen kochen und essen, kurzum, es entstand ein ganz unbeschreiblicher Wirwar. Mude Zussuf saß mittlerweile ruhig auf seiner Matte, und ließ die Dinge gehen wie sie wollten; zum Schlusse nahm er dem Reisenden noch sein Bett und seine Decke ab, da er als Bruder des Sultans nicht, wie die Anderen, auf einer Matte auf dem Boden zu schlafen brauche. Névoil stellte ihm vor, daß die Karawane solche Märsche nicht aushalten könne; er lächelte nur ironisch und meinte, das ginge ihn nichts an.

Endlich trat Ruhe ein, jeder bettete sich, so gut er konnte, und auch die Reisenden lagerten sich auf ein paar Matten.



Beduine, seine Kameele bewachend.

Abdi, Omar Kassabi, Hammed Ugan und Eden Affeno hatten die Wache bei ihnen übernommen, das Gebet wurde gesprochen, es wurde allmählich still. Wie in Keintlicher gehüllte Leichen lagen die Somalis am Boden, nur die Wächter bei den Kameelen standen aufrecht auf ihre Lanzen gestützt und summten ihre monotone Weise, welche die wiederkäuenden Kameele mit ihrem eigenthümlichen Grunzen begleiteten. Kein Schlaf kam in die Augen der Reisenden. Wohl hatten sie nun endlich Gelidi im Rücken, aber wie weit konnten sie unter solchen Umständen kommen? Alle Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß die ganze Ausrüstung verloren gehen werde; aber würde man selbst mit diesem Opfer Ganane erreichen? Die Nacht wollte kein Ende nehmen; es war kalt und feucht und das schwache Feuer genigte nicht, die Frierenden zu erwärmen. Umsonst wartete man auf Omar Zussuf, der bestimmt versprochen hatte, hier zur Karawane zu stoßen; ein paar Schüsse,

die man in der Entfernung hörte, weckten die Vermuthung, daß er auf einem anderen Wege direkt nach Dasit geritten sei, aber ein paar Beduinen, die bei Tagesanbruch von dort kamen, zerstörten diese Hoffnung und brachten auch sonst sehr unbefriedigende Nachrichten.

Dasit ist ein Dorf wie Gelidi, und ebenso aus verschiedenen Clans zusammengesetzt. Seine Bewohner schienen in zwei Parteien gespalten. Die einen, durch fanatische Predigten und geheime Einflüsse aufgehetzt, wollten der Karawane unter allen Umständen den Durchmarsch wehren, die anderen ihn gestatten, aber nur unter unmäßig harten Bedingungen. Die Alten hofften auf die Ankunft des Sultans, um Verhandlungen anzuknüpfen, aber er kam nicht. Es hätte ganz gut in seiner Macht gestanden, die



Révoil's Zelt und Geleitmannschaft.



Eine Karawane holt Wasser bei Warman. (Zum Theil nach Photographien.)

Gegner zur Ruhe zu bringen, denn wenn die Dasit auch zweifellos die Macht hatten, den Weg zu sperren, so durften sie doch nicht wagen, das zu thun, denn die Gobron und Wadan konnten ihnen zur Vergeltung ebenso gut den Weg nach Mogduschu und den einträglichen Handel mit der Küste sperren. Aber Omar kam nicht, und so gingen vier der Ältesten der Karawane nach Dasit, um die Verhandlungen einzuleiten.

Bedenfalls mußte man sich darauf richten, den ganzen Tag hier liegen zu bleiben, und Mude Zussuf traf wenigstens einige Anstalten, Ordnung in dem umgebenden Chaos zu schaffen und das Lager zu sichern. Auch Névoil ließ sein Reisezelt an der Stelle, wo er übernachtet hatte, aufschlagen, um sich wenigstens einigermaßen vor den Sonnenstrahlen zu schützen und wartete bei einer Tasse Thee den Augenblick ab, wo in dem benachbarten Moór oder Viehparke der Beduinen die Kühe gemolken würden. Seine Leute hatten sich mittlerweile für ein paar Maß Reis von den Beduinen Kaffee eingetauscht und gaben sich ihrem gewohnten Genuße in der oben beschriebenen Weise hin.

Warman ist, wie Belgab, eine Pflanzung in dem ausgedehnten Walde, welche eine vortreffliche Weide bietet. Die Vegetation, ohne gerade übermäßig üppig zu sein, zeigte doch schon den wohlthätigen Einfluß der Regen; die Sträucher bedeckten sich mit Blumen und die zerstreuten, mit Lianen überwucherten Baumgruppen sahen wie grüne Inseln in einem Meere von Grün aus. Beduinen vom Stamme der Gares hockten gruppenweise herum und schienen in wichtige Beratungen vertieft. Der Moór lag ganz nahe an dem Lager der Karawane und die Reisenden gingen hin, um sich selbst die Milch melken zu lassen; sie hatten, an Keinzelbach's Schicksal denkend, das schon in Selidi immer gethan, um so mehr natürlich hier in der Wildniß.

Unmittelbar neben dem Moóre befand sich ein großer Teich, der noch Wasser führte, am Anfange der Regenzeit eine solche Seltenheit in dieser Gegend, daß selbst die Leute von Dasit kamen, um hier Wasser zu holen. Von Frauen geleitet, zogen ganze Karawanen von Kameelen herbei, jedes mit vier großen Wassergefäßen beladen, welche durch Körbe vor dem Zerbrechen geschützt waren. Unsere Abbildung zeigt eine solche Wasserkarawane.

## Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

### III.

Wenn im Frühjahr Menschen, Vierfüßler und Vögel ihre Wanderung nach dem Norden, die Fische in der entgegengelegten Richtung ihre Wanderung vom Nördlichen Eismeeere nach dem Süden antreten und in die Flüsse eindringen, wenn auf diesen und auf den großen Landseen das Eis verschwindet, dann übergiebt der größte Theil der Jäger seine wenigen Renthiere einem Hirten, welcher sie zu den Moosweiden im Norden führt und der Jäger selbst siedelt sich in der Nähe der Landseen, hauptsächlich aber in der Nähe der Flüsse an, um das Jägerleben mit dem des Fischers zu vertauschen. Es beginnt damit die Zeit ihrer Ernte. Die Jagd allein kann sie selten ernähren, sondern die während des Sommers getrockneten oder später hart gefrorenen Fische müssen die Vorräthe für den Winter bilden. Mit ihren Böten suchen sie geeignete Stellen zum Fischfange auf und stundenlang bis zu den Hüften im eiskalten Wasser stehend, stellen sie ihre Netze. Letztere werden von den Samojeden aus Bast und anderem ihnen zu Gebote stehenden Materiale gemacht, häufiger aber, und sobald es ihnen möglich ist, verschaffen sie sich durch Handel Hanfschnüre. Die zu den Netzen nöthigen langen Seile und starken Schnüre flechten sie in den Flußniederungen immer aus Weiden mit großer Geschicklichkeit; dieselben sind überall gleich stark und nicht die geringste Unregelmäßigkeit ist wahrzunehmen.

Wenn auch von den Mücken gepeinigt, so haben die Samojeden im Sommer doch nicht mit Nahrungsorgen zu kämpfen; die Flüsse liefern reichlich Fische und auch das an denselben befindliche Flugwild wird viel erlegt.

Wenn im Herbst das Eis die Flüsse und Seen zu bedecken beginnt und einiger Schnee gefallen ist, so hört auch die Fischerei allmählich auf; der Samojede zieht seine Böte ans Land, um sie an einem geeigneten Orte zu ver-

wahren, oder er packt sie, wie die übrigen Fischereigeräthe, auf einen Schlitten, um alles mit sich zu nehmen. Alle im Winter nothwendigen Sachen, wie Winterbekleidung, Schlitten, Renthiergeschirr, Bogen, Fallen zc. werden reparirt und in Stand gesetzt und die langsam aus dem Norden zurückkommenden Renthierheerden erwartet. Endlich erscheinen diese, gewöhnlich dann, wenn das Eis der Flüsse sicher ist, und die Fischer können die ihnen gehörigen Thiere in Empfang nehmen. Aber es vergeht noch eine längere Zeit, ehe sie ihre Zelte abnehmen, dieselben, wie alle übrigen Sachen, auf Schlitten verpacken und nun je nachdem, wo und wie ihr Wohnort ist, sich einer dem anderen anschließen, um in großen Karawanen dem Süden entgegen zu wandern, die dortigen Wälder aufzusuchen und wieder ihrer Winterbeschäftigung, der Jagd, obzuliegen. Haben sie einen guten Fischfang und eine gute Jagd gehabt, so suchen sie, wie die wohlhabenden Hirten, Obdorst und Surgut oder andere, an der Renthiergrenze gelegene russische Ansiedelungen auf, um gegen Fische und Felle Waaren einzutauschen. Die Reisen gehen gewöhnlich langsam; die Samojeden lassen unterwegs da, wo sie viel Moos finden, ihre Renthiere weiden, welche, wie bekannt, während des ganzen Winters ihr Futter selbst suchen, indem sie mit ihren Klauen den Schnee fortscharren und die darunter befindliche Renthierflechte fressen. Außerdem wird während der Wanderung auch die Jagd nicht vergessen.

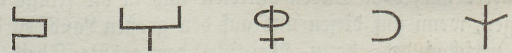
Aber nicht immer verlaufen die Dinge in der eben beschriebenen Weise; häufig, wenn der Fischer auf die Ankunft seiner Renthiere wartet, wird ihm die Nachricht zu Theil, daß sie sämmtlich einer Seuche erlegen sind, sein ganzes Vermögen verloren ist. Nach einer solchen Nachricht wird er „ssjangau!“ sagen, welches etwa „schade! wehe!“ bedeutet und ein eigenthümliches Schütteln oder Schandern

feines Körpers folgen, ganz ähnlich dem, welches durch eine heftige Kälte erzeugt wird und auch von denselben Lauten begleitet ist. Weiter wird man aber keine Veränderung in seinem Gesichte wahrnehmen, keine Klagen von ihm hören. Er ist von früher Jugend her an die Wechselfälle gewöhnt, welche sein Klima und sein Leben mit sich bringen und, wie er nicht dankt, wenigstens nicht mit Worten, so klagt er auch nicht, bittet sehr selten und bittelt nie. Hat er noch etwas von einigem Werthe in Fellen oder Fischen, so tauscht er sich dafür ein paar Renthiere ein und sucht damit seinen Winteraufenthalt oder wenigstens einen für die Jagd günstigen Wald zu erreichen, oft aber muß er auch einen Dienst bei Wohlhabenderen aufsuchen.

Die Lebensweise der Samojuden ist außer der veränderten Beschäftigung im Winter und Sommer und während der Wanderungen dieselbe. Sie essen am Tage gar nicht oder nur sehr wenig, sondern halten am Abend eine große Mahlzeit, welche aber, wenn reichlich Nahrungsmittel vorhanden sind, ein paar Stunden dauert. Die Männer gehen am Tage auf die Jagd oder zum Fischfange, oder haben mit ihren Renthiere zu thun. Die Frauen sind immer im oder beim Zelte beschäftigt, um die Kleider und das Zelt in Ordnung zu halten, Holz zu holen, die Fische zu trocknen und auf die Kinder zu achten. Die kleinsten Kinder, die Säuglinge, liegen in einer 70 cm langen und in der Mitte etwa 40 cm breiten, ovalen Wiege, welche einer hölzernen Schachtel ohne Deckel ähnlich sieht. Die Ränder dieser Wiege sind etwa 13 cm hoch; an denselben ist ein Bügel angebracht, welcher niedergelegt und in die Höhe gezogen werden kann, um die Wiege mit Pelz oder Tüchern zu bedecken und das Kind im Winter gegen Kälte, im Sommer gegen Mücken zu schützen. Im Sommer in Tüchern oder Leder, im Winter in Pelz gewickelt, ein kleines Kissen unter dem Kopfe, liegen die Samojudensauglinge viele Stunden, oft den ganzen Tag in der Wiege, ohne ein einziges Mal herausgenommen zu werden. Damit sie einigermaßen trocken liegen, wird in ihre Windeln zerriebenes, altes, weiches (olmiges) Holz gelegt. Sehr früh müssen sich die Samojuden an Unannehmlichkeiten, Geduld und Ausdauer gewöhnen. Wenn nicht allzu strenge Kälte herrscht, werden die kleinen Kinder beim Abnehmen und Umbauen eines Zettes halb bekleidet in den Schnee gesetzt. Sie schreien dann zwar, als wenn sie am Spieße stäßen, aber bevor das neue Zelt fertig ist, kümmert sich Niemand um sie. Wenn die Kinder anfangen zu gehen, bekommen sie dieselbe Kleidung, wie die Erwachsenen, sie laufen später aus freiem Willen in den Schnee und wälzen sich in demselben stundenlang mit dem größten Behagen. Sobald wie möglich helfen sie den Eltern bei ihren Beschäftigungen. Ich sah kleine, etwa sechsjährige Kinder, welche schon versuchten, Renthiere mit dem Lasso einzufangen und jedesmal, wenn sie warfen, der Länge nach auf den Schnee niederfielen.

Die individuelle Ausbildung des Samojuden ist nicht gering; er muß Zelte, Schlitten, Böte, Jagd- und Fischereigeräthe verfertigen, er muß Hirt, Fischer und Jäger sein und sich die tausenderlei Kunstgriffe und Kenntnisse aneignen, welche zu allem diesem nothwendig sind. Von Schulbildung ist natürlich keine Rede; nur zwei Samojuden habe ich gesehen, welche Russisch lesen und schreiben können; wenige lernen durch den Umgang mit den Russen Russisch zu sprechen. Dieses Volk hat außer der Erfahrung nur eine große Lehrerin, die strenge, aber oft so schöne nordische Natur. Sie hat sein Denken gebildet, sie bestimmt sein Thun und Handeln, sie ernährt ihn, aber sie straft auch hart und unerbittlich.

Der Himmel, welcher mit Sonne, Mond, Sternen, Kometen und dem Nordlichte in dieser Zone so oft auf das Großartigste, Wunderbarste und Herrlichste strahlt, der Himmel mit seinen Blitzen und dem Donner, machte den mächtigsten und tiefsten Eindruck auf die Samojuden und sie halten daher den Himmel für den höchsten Gott. Weil er ihnen Licht und Wärme spendet, so ist er auch ein guter Gott; groß und gut, und deshalb der beste. Um ihm möglichst nahe zu kommen, wird er besonders auf heiligen Bergen verehrt, aber auch in schönen und schön gelegenen Wäldern. Auch das Wasser, welches durch seine Kraft, Großartigkeit und Schönheit seinen Eindruck auf dieses Volk nicht verfehlte und ihm die Fische spendet, wird an heiligen Flüssen von ihm verehrt, besonders da, wo heftige Stromwirbel sind. Ueberhaupt an allen durch Schönheit oder ansprechende Lage ausgezeichneten Bergen, Wäldern, Flüssen und Seen verehren sie entweder ihren höchsten Gott, den Himmel, oder wie an den Stromwirbeln, auch das Wasser. Dieses war so zutreffend, daß, wenn ich während der Reise dachte, dieser Berg oder jener am See liegende Wald wird sicher von den Samojuden als heiliger Berg, heiliger Wald betrachtet, ich es in der Regel bestätigt fand. Ebenso macht aber auch alles Eigenthümliche, Wunderbare, Abnorme in der Natur seinen Eindruck; eine plötzliche Vertiefung des Bodens, ein kreisrunder, mit einem regelmässigen Walle umgebener See, eine Gegend, welche mit lauter kleinen Hügeln dicht besät ist und dergleichen mehr. Diesem Eindrucke des Seltsamen, Abnormen und dem jedem Menschen innewohnenden Egoismus verdankt auch sicher der Fetischdienst seine Entstehung. Während meiner Reise mit Renthiere nach Surgut sah ich häufig kleine, abgestorbene Bäumchen ohne Rinde und kleinere Zweige, welche durch Einfluß des Windes, Wetters und Bodens so abnorm gewachsen waren, daß sie Kreuze, Armleuchter, Buchstaben und andere schwer zu beschreibende Figuren bildeten und zwar so eigenthümlicher Art, wie ich sie nie



früher beobachtet habe. Wenn ich tagelang über die baumlosen Schneeebenen gefahren war, nichts als Himmel und Schnee gesehen hatte, beschäftigten diese Figuren meine Phantasie aufs Lebhafteste.

So mag es auch in früherer Zeit dem Samojuden ergangen sein. Wenn der in Farbenpracht leuchtende Himmel, das wirbelnde Wasser schon einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er zu verehren und anzubeten begann, so kann auch die abnorme, wunderbare Figur, welche ein alleinstehendes verkrüppeltes Bäumchen bietet, eine seltsame Figur, welche einzig und allein dasteht und grundverschieden von den unzähligen normal gewachsenen Bäumen ist, so kann auch diese leicht auf das Gemüth des Naturmenschen wirken. Der Egoismus bestimmt ihn, diese Figur allein zu behalten, im Walde zu verstecken und allein zu verehren. Später wird eine solche Sache zum Bedürfnisse und zur Gewohnheit, und findet er keine geeignete Figur, so schneidet und schnitzt er sie selbst; jeder Samojuden hat einen solchen Fetisch.

Wenn im Sommer die ungeheuren Sümpfe des nördlichen Sibiriens Milliarden und abermals Milliarden von Mücken gebären, welche in Gemeinschaft mit anderen Insekten Menschen und Thiere aufs Furchtbarste quälen, wenn diesen Sümpfen die Keime ansteckender Krankheiten, der Epidemien und Seuchen entsteigen, denen die Samojuden selbst und ihr werthvollstes Gut, die Renthiere, letztere oft zu Tausenden, erliegen, so muß im Sumpfe dasjenige sein,



was den Samojeden feindlich entgegentritt, von den Sümpfen aus die ganze Erde durchdringt und Allem, was darauf ist, schadet. Aber die Erde spendet auch viel, sie giebt ihnen das Moos für die Renthiere, das Holz für ihre Zelte, Schlitten, Böte, Bogen und Pfeile und deshalb ist in ihrer Vorstellung Erde und Teufel nicht so mit einander verwebt wie Himmel und Gott. In ihrer Sprache heißt Himmel numm und Gott numm; die Erde heißt ja, aber der Teufel schsüdebü oder müleka. Der Teufel der Samojeden ist auch kein vollkommener Teufel, denn er ist nach ihrer Vorstellung versöhnlich.

Derjenige, welcher hauptsächlich mir über Religion und Sprache Aufschluß geben mußte, war ein alter Mann, dessen Vater zwar Ostjake, dessen Mutter aber Samojedin gewesen war, und welcher selbst während seines ganzen Lebens unter den Samojeden wohnte. Er war zwar dem Namen nach Christ, innerlich aber noch vollkommen Heide. Er war mit einer aus zwei Ostjakensfürstinnen, zwei Ostjaken, zwei Samojeden und zwei Lapinen bestehenden Deputation in Dmsk gewesen, als sich der damalige Großfürst und Thronfolger von Rußland dort aufhielt, und hatte als samojedischer Dolmetscher fungirt. Sein heidnischer Name war Woffakoke, sein russischer Name Iwan. Es wurde mir von Allen versichert, daß er einer derjenigen wäre, welche sich am besten zu meinen Zwecken eigneten. Ich gebe das mir von ihm Gesagte im Folgenden wortgetreu wieder.

Die heidnische Religion der Samojeden und Ostjaken hat viel Aehnlichkeit; erstere sind noch Heiden, während die letzteren, wenigstens äußerlich, fast alle Christen sind. Die Samojeden glauben an einen höchsten Gott, den Himmel; dieser ist gut und thut ihnen deshalb kein Leid. Eine Person denken sie sich nicht im Himmel, sondern Gott ist der Himmel und der Himmel ist Gott; daher auch der Name numm für Gott und Himmel. Er wird besonders auf heiligen Bergen, deren es eine größere Anzahl giebt, verehrt. Jedesmal, wenn sie nach einer langen Reise einen solchen Berg betreten, schlachten sie auf demselben ein Renthier, verzehren es und hängen den Renthierkopf an einem dort befindlichen Baume auf, oder an einem in die Erde gesteckten Stocke, oder legen ihn einfach auf die Erde nieder; der Wohlhabende schlachtet sein bestes, der Arme oft sein einziges Renthier. Ebenfalls wird der erste gute Fisch beim Beginne der Fischerei im Frithjahr auf diesen Bergen verzehrt, und der Fischkopf wie der Renthierkopf dem höchsten Gott, dem Himmel, geweiht. Einige dieser Berge dürfen Frauen nicht betreten.

Die Samojeden verehren diesen Gott überhaupt jedesmal, wenn ein Renthier geschlachtet wird, wo sie sich auch befinden. Sie sehen dabei alle zum Himmel hinauf; vor dem Schlachten sagen sie: „Gott, wir haben es hergeführt;“ wenn sie die Schlinge umgelegt haben: „Siehst du auch, Gott, was wir thun?“ während des Tödtens rufen sie: „oooooooohoho“ oder „unnnuhuhuhu“ in eigenthümlicher Weise; wenn sie das Renthier getödtet haben, sagen sie: „Gott, nimm dieses!“

Ferner verehren sie Gott dadurch, daß sie Gutes thun; wenn ein Reicher dem Armen ein Renthier schenkt, so hilft er damit Gott und Gott wird ihm wieder helfen. Sie verehren auch, wie schon erwähnt, das Wasser. Ein Stromwirbel ist von den Samojeden besonders besucht, in der Nähe desselben befindet sich ein Kasten, in welchen schöne Felle und andere Kostbarkeiten gelegt werden. Sie schlachten auch hier Renthiere, lassen das Blut derselben in den Fluß laufen und bitten für sich und für andere, welche viel auf dem Wasser fahren, daß ihnen dieses kein Leid zufüge.

Wenn sich auf einem Berge oder in einem Walde auffallende Vertiefungen des Bodens finden, so sagen die Samojeden, daß dort ein Gott geboren sein müsse. An einem solchen Orte schlachten sie besonders viel Renthiere und legen die Köpfe dort nieder, so daß oft 10 Fuß hohe Hügel von Renthierköpfen entstehen.

Wenn ein wohlhabender Samojede in die Nähe einer christlichen Kirche kommt, so weihet er auch dieser ein weißes Renthier, schöne Felle oder Geld.

Der Teufel der Samojeden befindet sich in der Erde, besonders in Sümpfen. Sie sagen: „Gott, der Himmel, wird uns kein Leid zufügen; wir sind aber an die Erde gebunden und werden vom Teufel belästigt.“ Auch für ihn sind Orte bestimmt, wo er Opfer erhält; in der Nähe von Sümpfen, dort, wo viele kleine Hügel neben einander liegen, und an anderen auffallenden Orten. Ich sah einen Teufelsaltar inmitten einer Gegend, welche viele Meilen weit mit etwa zimmerhohen Hügeln bedeckt war. Dieser Altar bestand aus einem über 2½ m hohen Pfosten, auf welchem ein 2 m langer Balken horizontal lag; der letztere war mit etwa 20 cm langen Holzacken, Zähnen ähnlich, versehen.

Der Teufel erhält von den Samojeden Opfer, damit er ihnen kein Leid zufügt. Beim Schlachten der Renthiere erhält er das Blut; wenn dieses auf die Erde fließt, so sagen sie zum Teufel: „Trink das Blut, aber belästige uns nicht.“ Wenn Epidemien, wie die Pocken, unter den Samojeden herrschen, so schlachten sie so viel Renthiere wie möglich, legen dieselben mit Haut und Haar auf die Erde und sagen zum Teufel: „Hier, nimm Alles, aber verschone uns fernerhin.“

Der Fetischdienst besteht darin, daß jeder Samojede entweder auf einem Berge oder häufiger in einem Walde seinen Götzen hat. Es ist dieses ein einfacher Stock, auf welchem ein Gesicht roh geschnitzt ist. Diefem Fetisch bringen sie alle möglichen Sachen, besonders gern Silbergeld; sie schlachten auch für ihn ein Renthier, bestreichen ihn mit dem Blute desselben und setzen ein Gefäß mit Fleisch vor ihm auf den Boden.

Die Priester der Samojeden, von ihnen selbst Tadibi, von den Russen Schamane genannt, haben wohl nicht den bedeutenden Einfluß, welcher ihnen zugeschrieben wird. Sie gehören in der Regel den ärmeren Klassen an, sind selbst Jäger und Fischer, aber oft kluge Menschen, welche ihr Volk genau kennen. Der Schamane muß immer eine Trommel (pénser) besitzen; dieselbe hat entweder eine kreisrunde oder ovale Form, ist flach und von verschiedener, oft beträchtlicher Größe. Das Trommelfell besteht meistens aus Renthierhaut, welche straff über den 7 bis 9 cm hohen Rahmen gespannt ist, an letzterem sind zwei sich kreuzende Stäbe locker angebracht. An diesen Stäben wird die Trommel mit der linken Hand gehalten, während mit der rechten Hand der Trommelstock geführt wird. Letzterer ist mäßig lang und mit kurzhaarigem Felle überzogen. Die Trommel muß vor dem Gebrauche etwas erwärmt werden und hat dann einen dumpfen, aber starken und betäubenden Ton.

Sind Abends spät mehrere Samojeden versammelt und ist ein Schamane unter ihnen, so wird diesem gesagt, er möge Gott bitten, ihnen Gutes zu verleihen. Dann beginnt der Schamane zu trommeln und in eigenthümlicher Weise zu singen; in seinen Gesang stimmen auch die übrigen Samojeden mehr oder weniger ein. Der Schamane verbeugt sich hin und wieder vor jedem einzelnen der Anwesenden, um anzudeuten, daß er für sie bittet, und versetzt sich und die Zuhörer in fieberhafte Aufregung. Während des

Trommelns tritt der Schamane mit Gott in Verbindung und spricht mit ihm. Gott sagt dann gewöhnlich, die Samojuden möchten ihm Renthiere, Fische oder andere Dinge weihen; wenn sie diesem Gebote nachkämen, so würden sie mit ihren Renthiern Glück haben, ihnen eine gute Jagd, ein guter Fischfang und andere Annehmlichkeiten zu Theil werden.

Ob der Schamane immer ein Betrüger ist, möchte ich bezweifeln; wenn man weiß, wie demselben während des Trommelns der Schweiß aus allen Poren dringt, in welche fieberhafte Aufregung er sich selbst versetzt, und gesehen hat, wie elend und angegriffen er in den Tagen nach einem solchen Gottesdienste ist, so ist die Annahme wohl nicht unberechtigt, daß er selbst glaubt, mit Gott in Verbindung zu treten und sich selbst einbildet, Worte von ihm zu hören. Wenn man nicht hochmüthig auf diese armen Heiden herabsehen, sondern etwas in ihre Denkungsweise eingehen will, so muß man eingestehen, daß man durch ein solches Trommeln und Singen selbst aufgeregt werden kann.

Bemerkt habe ich schon, wie die in der Schneeebene alleinstehenden wunderbaren Figuren, welche abnorm gewachsene Bäume gebildet hatten, meine Phantasie beschäftigten; ebenso kann ich den Eindruck nicht vergessen, welchen der Teufelsaltar auf mich machte. In einem civilisirten Lande würde ich diese paar kunstlos an einander gefügten Hölzer für einen wunderlichen Wegweiser gehalten, ihn gesehen und wieder vergessen haben. Hier aber, nachdem ich auf meinem Wege wochenlang nichts von Menschenhand

Geschaffenes getroffen hatte, machte der inmitten schneebedeckter Hügel stehende, am Fuße mit Blut bestrichene Teufelsaltar vielleicht ähnliche Gefühle in mir rege, wie in dem rohen heidnischen Samojuden, wenigstens die des Grauens; ich sah nur Zähne, nicht kunstlose Holzsäcken, um so auffallender, weil mir vorher nichts von dieser Teufelsstätte gesagt worden war. Einen ähnlichen Eindruck hatte sie auf meinen Dolmetscher gemacht.

Die Kultur Europas, Griechenland, Italien und einen Theil der angrenzenden Länder ausgenommen, ist noch sehr jung. Nach dem nordwestlichen Deutschland kam das Christenthum vor etwa 1000 Jahren, im Norden und besonders im Osten verbreitete es sich noch viel später. Mit und durch das Christenthum entwickelte sich dann langsam die Kultur. Man weiß, wie lange noch diese Völker im Geheimen heidnischen Gebräuchen huldigten, wie schwer es der christlichen Kirche war, dieselben allmählich auszurotten und wie bis auf den heutigen Tag, wenigstens beim Landvolke vieler Gegenden, noch Anklänge daran zu finden sind. Die alten Sachsen im Norden Deutschlands hielten in ihren heiligen Wäldern ihren Gottesdienst ebenso mit der Trommel, wie heute die Samojuden. 600 bis 1000 Jahre gehörten unsere Voreltern dem Christenthume an, aber wie viele Tausende von Jahren mögen sie einem Heidenthume angehört haben, ähnlich dem der Samojuden. Es mag in den jungen Kulturvölkern noch viel zum Heidenthume Disponirendes liegen, welches beim Alleinsein in großen Wildnissen zum Bewußtsein kommt.

## Si Adji panurat und Si Adji pamasa.

Ein Batakisches Märchen.

Von W. Rödning.

### I.

Vorbemerkung. Die Bataks auf Sumatra, ein kräftiger Volksstamm, unter dem die Rheinische Missionsgesellschaft seit 1861 eine segensreiche Missionsarbeit unterhält, gehören weder zu den rohen Naturvölkern, noch zu den sogenannten heidnischen Kulturvölkern; sie nehmen etwa eine Mittelstellung ein. Ihre Kultur ist Hinduischen Ursprunges und ist vor Jahrhunderten zu ihnen gekommen. Vieles spricht dafür, daß ehemals Kultur und politisches Leben bei ihnen auf einer höheren Stufe gestanden haben, als sie gegenwärtig stehen. Ein gewiß nicht zu unterschätzendes Kulturelement ist ihre eigenartige Schrift und Litteratur, obschon die letztere sehr arm ist und sich auf Zauberbücher, auf Baumbast geschrieben, beschränkt. Zu brieflichem Verkehr bedient man sich eines Stückes Bambu, in dessen feine weiche Rinde die Buchstaben mit einem eisernen Griffel oder spitzen Messer eingegraben werden. Auch die so sehr beliebten Erzählungen, Märchen, Fabeln, auch längere Räthsel, findet man oft auf Bambustangen, bis zu 15 Fuß lang und mehr, eingegraben. Ein solches Märchen ist auch das unten folgende. Obschon es ein Märchen ist und zwar ein solches, das seinem Kerne nach in früher Zeit aus der Fremde zu den Bataks gekommen sein muß, so steht es doch auf dem Boden des Volkslebens oder besser, es ist so in dasselbe eingekühlt, daß es uns einen

Blick in das Leben, Fühlen und Denken dieses Volkes gestattet und daher auch wohl ethnographisches Interesse hat. Wo es der Text bedarf, werden kurze Fußnoten Erläuterung geben.

Zu alten Zeiten, erzählt die Sage, lebte ein Mann, Radja Somongga, der hatte zwei Söhne: Si Adji panurat (= Fürst Schreiber) und Si Adji pamasa (= Fürst Leser). Eines Tages sprach der Vater zu seinem Ältesten: „Gehe hin, mein Sohn, nimm (kaufe) dir eine Frau, denn deine Mutter und ich — wir werden beide alt.“ „Ach“, antwortete der, „ich mag noch nicht heirathen, laß zuerst meinen jüngeren Bruder heirathen.“ So wandte sich der Vater zu dem Jüngsten: „Nun Väterchen<sup>1)</sup>, sprich, wolltest du wohl zuerst eine Frau nehmen?“ „Wie, Vater, ist's nicht gegen alle Sitte, daß der Jüngere vor dem Älteren heirathet?“ meinte dieser. „Nicht doch, Väterchen, es ist nichts Unerlaubtes dabei, wenn ihr beide einig seid.“ — Daraufhin machte Si Adji pamasa unter Hautenschlag auf der Dorfstraße bekannt: „Ihr alle, Männer dieses Dorfes!

<sup>1)</sup> Zärtliche Ansprache der Eltern an ihre Söhne; „Mütterchen“ an ihre Töchter. Großeltern reden ihre Enkel an mit Großväterchen und Großmütterchen. Uebrigens bedienen sich auch Fremde dieser Ansprachen unter einander.

daß euer keiner etwas Anderes vornehme für Morgen; wir wollen Morgen auf die Brautschau zu meinem Dheim!) in das Dorf Sonnenaufgang, ihr alle sollt mich begleiten!“ Am folgenden Morgen ließ er durch seine Knechte Reis kochen, einen Büffel schlachten und dann die Männer seines Dorfes zusammenrufen. Nach dem Mahle sprach er: „Nun, ihr liebe Herren, ich habe euch zu mir geladen, damit wir jetzt aufbrechen zur Brautwerbung. Keiner von euch lasse sein Gewehr dahinten.“ — So brachen sie also auf. Allen voraus schritt der Brautwerber, Si Abji pamasa, in gravitätischer Haltung, die Arme zierlich schlenkernd. Als sie nicht mehr fern vom Ziele waren, machten sie Halt, zu ruhen und Betel zu nehmen. Si Abji pamasa aber schmückte sich mit Beinkleidern, die mit Goldborden besetzt waren, mit einem feinen, geblimten Gürtel zum Einstecken des Schwertes, mit dem Dolche Djangga ure<sup>2)</sup>, der da klingt beim Einstecken und Ausziehen, mit einem Obergewande und Kopftuche aus feinem Stoffe. Nun ließ er die Gewehre losbrennen: Rupp, rupp, knallte es, wie beim Brennen des gefassten Bambu auf dem Acker<sup>3)</sup>. Da kamen die Bewohner des Dorfes Sonnenaufgang in Bewegung; sie meinten, es zöge ein Feind heran, ihr Dorf zu bestürmen. Bald aber erkannten sie Si Abji pamasa. „O, mein Herr Abji pamasa, weshalb kommst du in solchem Aufzuge?“ fragte ein Dorfsältester. „Ich komme, mein Herr,“ antwortete dieser, „meinen Onkel zu besuchen; ich möchte mir seine Tochter zum Weibe nehmen.“ Also gingen sie ins Dorf hinein und traten in das Haus des Häuptlings Usunan. „Nun wohl, Abji pamasa, was ist's, daß dich herführt? ihr kommt in großer Zahl, sehe ich.“ „Nichts anderes, lieber Onkel, als mir deine Gunst zu erbitten. Unsere Mutter wird alt und da hat sie mir aufgetragen, dich zu besuchen; du würdest mir wohl deine Tochter geben, meinte sie.“ „Wenn dem so ist, dann gib mir Fleisch zum Mahle, damit wir die Sache fertig machen.“ So sprach Radja Usunan. Also gab Si Abji pamasa seinem Dheim Fleisch zum Mahle im Werthe von zwei Dollar und ward mit ihm einig über den zu zahlenden Brautpreis. Einen Theil desselben legte er in Gold in seines Dheims Hand, zum Zeichen, daß dessen Tochter seine Braut sei. Dann wurde ein für die Heimholung der Braut günstiger Tag gesucht und ward der siebente Tag als gut befunden. Si Abji pamasa machte nun in zwei Schnüre je sieben Knoten; eine derselben gab er seinem Dheim, die andere behielt er für sich und kehrte dann mit seinen Leuten in sein Dorf zurück.

Als nun die Knoten der Schnur bis auf einen gelöst waren, der bestimmte Tag also nahe gerückt war, schlug Si Abji pamasa die Pauke auf der Dorfstraße und rief: „Ihr alle, Dorfgenossen, daß morgen Niemand sonst ausgehe, der Termin ist gekommen, da wir nach meines Dheims Dorf müssen.“ Am anderen Morgen ließ er durch seine Mägde Reis kochen, schlachtete einen Büffel und lud alle Männer des Dorfes zum Essen. Nach dem Essen frug der Dorfsälteste: „Was ist die Ursache, daß du uns ein Mahl mit Fleisch bereitest?“ „Nichts, als daß ich jetzt gehe und ihr mir folgen möget zum Dorfe meines Dheims.“ . . . . Nachdem sie nun etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt,

kam ihnen ein Bote entgegen: „O mein Fürst Abji pamasa, kehre um: die Tochter des Fürsten, deine Braut — ist todt!“ Also kehrten sie um, der Bräutigam schweren Herzens. Nach einiger Zeit ging letzterer abermals in seines Dheims Dorf und bat den Dorfsältesten: „Gieb mir deine Tochter, ich bin sehr beschämt, so leer aus eurem Dorfe zurückgekehrt zu sein.“ „Warum sollte ich sie dir nicht geben, mein Herr?“ antwortete der. Also aßen sie Fleisch, bestimmten den Brautpreis und suchten einen günstigen Tag, der wiederum auf den siebenten fiel. Es ging Alles wie zum ersten Male. Auch jetzt kam ihnen, als sie die Braut holen wollten, der Bote entgegen: „Kehret um, sie ist todt, die ihr holen wollt.“ So gieng zu sieben Malen, nimmer kams zur Hochzeit. Da redete Si Abji pamasa mit seinem älteren Bruder: „Du, o Bruder, heirathe du zuerst. Mir ist's nun so ergangen, das ist, scheint's, mein Loos. Vielleicht geht's besser, wenn du heirathest.“ Also ging Si Abji panurat auf die Brautfuche, aber zur Hochzeit kams nicht; kurz vor derselben starb die Braut, zu sieben Malen. „Das ist nun so unser Schicksal, Brüderchen; was mag die Ursache davon sein?“ so sprach der Ältere zum Jüngeren. „Laß uns,“ sprach der, „erst den Zauberpriester<sup>1)</sup> holen und die Prophetin<sup>1)</sup> fragen, damit sie uns sagen, worinnen wir gefehlt haben.“ „Gut, so gehe und hole die Prophetin, daß wir sie ihr Drakel<sup>1)</sup> befragen und unser Schicksal erkunden lassen.“ Als nun die Prophetin zur Stelle war, ließ sie sich vernehmen: „Aus welcher Ursache, Abji panurat, hast du mich durch deinen jüngeren Bruder holen lassen?“ „O Mütterchen, große Prophetin, damit du möchtest dein Drakel befragen.“ „Nun gut, Väterchen, aber ich kann nicht fragen ohne Musik.“ „So machen wir Paukenmusik!“ sprach jener. So spielte also die Musik. Da tanzte die Prophetin ihre eigene Weise; sie bewegte ihre Arme auf ihre eigene Art: sie neigte sich zur Rechten — die Menge neigte sich; sie neigte sich zur Linken — die Menge ebenso; sie neigte sich vornüber — die Menge folgte ihr; sie bog sich rückwärts über — die Menge ebenso: so hinweisend war ihr Tanz. Dann wurde ihr Tanz hüpfend und trippelnd, wie wenn man mit Palmweine im Büffelhorne<sup>2)</sup> tanzt. Da fuhr in sie ein ihr Drakel, die Offenbarerin des Verborgenen, und ließ sich vernehmen: „Was ist's, ihr Menschenkinder, daß ihr mich heibeirust und mich einfahren laßt in meine Gefährtin, die mich trägt?“ „O Fürstentochter, daß wir dich hergerufen, das ist's: daß du uns offenbaren möchtest das Schicksal von Si Abji panurat und Si Abji pamasa; daß du uns offenbaren möchtest, was wir gefehlet haben nach der Meinung unseres Gottes, der da in Alles das rechte Maß bringt, der entstehen läßt und schafft, der da segnet, der das Haupt rundet und den Schädel wölbt, der die Augen öffnet und das Ohr bohrt, der den Mund spaltet und die Kehle höhlt, der das Herz zusammenballt und die Leber ausbreitet, der die Eingeweide in einander slicht und die Finger, die zehn, trennt, der uns Menschen in diese Mittelwelt<sup>3)</sup> sendet. Ach, frage doch auch unsere Groß-

<sup>1)</sup> In schwierigen Lagen, wie hier, erholt man sich Rath's bei den Geistern. Der Zauberpriester, Datu, erfieht aus Zeichen, welcherlei Opfer zu bringen, wie man sich dabei zu verhalten, an wen man sich etwa zu wenden habe.

Die Prophetin, Sibaso, ist eine Person, die einem gewissen Geiste oder überirdischen Wesen, djudjangan, — wofür ich „Drakel“ gesetzt — als Medium dient. Das Uebrige ergibt sich aus dem Texte.

<sup>2)</sup> Wie der Zauberpriester bei einigen Opfern zu thun pflegt.

<sup>3)</sup> Die Welt besteht aus drei Stockwerken: banua gindjang = Ober- oder Himmelswelt; banua tonga, die Mittel- oder Erdenwelt; banua toru, die Unterwelt.

<sup>1)</sup> Alle Heirathen mit Frauen desselben Stammes sind verpönt. Die Verbindung des Sohnes der Schwester mit der Tochter des Bruders ist am erwünschtesten. Der Dheim hier ist also Mütter's Bruder.

<sup>2)</sup> Ein gewisser Dolch von schlängelnder Form.

<sup>3)</sup> Beim Verbrennen des Gehölzes auf einem neu begonnenen Acker verursacht die Hitze das Zerplatzen der Bambusglieder, welches ein lebhaftes Geknatter hervorruft.

väter (deren Geister) nach dem, was sie zu essen begehren; frage auch unsere eigenen<sup>1)</sup> Geister, damit ich ihnen gebe, was sie verlangen.“ So antwortete Si Abji panurat. Darauf die Prophetin: „Gut, Väterchen, bringe zuvor ein Santi<sup>2)</sup> = Opfer: ein Hühnerei, Sirih, Zahnschwärze (eine Holzkohle) mit Del, eine Blume, Reis mit Curcuma.“ Nachdem sie das Geforderte erhalten, rief sie: „O ihr Väterchen, Musikanten (Paukenschläger), macht nun Offenbarungsmusik, damit ich erfrage bei unseren Herren, den heiligen Göttern; damit ich erforsche beim Geiste unseres großen Festgebers, was sie begehren, damit wirs wissen. O ihr Musikanten, meine Genossen in diesem Dienste: daß ja nicht Disharmonie sei im Tone der Pauken, damit klar laute der Ausspruch der Fürstentochter, meines Drakels.“ Da klangen hell die Pauken und das Drakel ließ sich hören: „Höre, o Väterchen, Menschenkind, du mußt erlangen, sagt dein Geist, den geschickt redenden Vogel, dann wirst du glücklich sein.“ — „Gut, o Fürstentochter, möge es der Wille der Götter sein, daß unser Geist uns den redenden Vogel finden lasse.“ So sprach Abji panurat. „Frisch sei dein Geist, Väterchen! du wirst den Vogel finden, aber zuvor wirst du noch viel Ungemach zu erdulden haben.“ So schloß die Prophetin.

Am anderen Tage rüsteten sich die Brüder zur Reise. Mit Lebensmitteln und Feuerstahl und =stein versehen, brachen sie auf in den Urwald, um zu lauschen nach der Stimme des redenden Vogels. Aber die Zeit lief hin, sie lief in die Wälder, sie lief ins Jahr — und immer hörten sie noch nichts. Eines Tages trafen sie auf einer weiten Fläche an einen Scheideweg. „Nun, was ist das, welchen Weg sollen wir nun einschlagen?“ klagte Si Abji panurat. „Auch ich bin ganz irr.“ sprach der Andere, „laß uns erst ruhen und nachdenken. Auch unser Vorrath geht zu Ende, was fangen wir an?“ Da erblickten sie in der Ferne eine Felshütte, die suchten sie auf und übernachteten in derselben. Am Morgen sahen sie an der Thür der Hütte eine Schrift hängen: „Der Weg links für die Begu (Dämonen, Gespenster); der Weg rechts für die Menschen.“ So lautete die Schrift. Da überlegte Si Abji panurat bei sich selbst: „Wenn wir beide immer zusammenbleiben, dann werden wir den Vogel nimmer finden.“ So dachte er. Als sie nun wieder an den Scheideweg kamen, ließ er sich vernehmen: „Nun Brüderchen, folge du diesem Wege links, und ich folge dem rechts.“ — „O Bruder, daß wir uns doch nicht trennen! wie sollte ich den Weg finden; willst du mich wegwerfen?“ So klagte Si Abji pamasa. „Nicht doch, Brüderchen, ein jeder von uns muß einen anderen Weg gehen, damit wir den redenden Vogel finden. Aber dies: wer ihn gefunden hat, kommt hierher und folgt dem Anderen auf seinem Wege, ihn zu suchen.“ „O Bruder, es ist wirklich dein Ernst, dich von mir zu trennen? nun

dann, wie du willst! o ihr Geister, mein Bruder wirft mich weg!“ „Es ist Ernst, Brüderchen, komm, laß uns theilen.“ Dann theilte er den Vorrath und das Feuerzeug, gab seinem Bruder die Hälfte und verfolgte dann seinen Weg, den Anderen am Scheidewege zurücklassend. Der aber klagte und weinte: „O, ihr Geister meiner Großväter und du, heiliger Sombao<sup>1)</sup>, ach, zeiget mir doch den redenden Vogel.“

Si Abji panurat nun setzte seinen Weg fort und kam bald in das Dorf des Radja Tunggul di djudji (= Held im Spiele). Dort traf er die Leute eifrig am Spielen. „Warum kommst du her?“ frug ihn der Häuptling. „Ich suche den redenden Vogel, mein Herr; ist der nicht hier zu finden?“ „Ach was, redender Vogel! so was giebt's hier nicht; aber komm her, laß uns spielen!“ „Ja, spielen wir!“ sagte jener, und so spielten sie. Da geschah es, daß Radja Tunggul di djudji alles, was er besaß, an Si Abji panurat verspielte, selbst alle seine Sklaven und alle im Blocke liegenden Spielschuldbner, nur er, der Häuptling, seine Frau und Tochter waren noch frei. Da stieg er aus dem Sopo<sup>2)</sup>, ging hinüber in sein Haus und warf sich verzweifelt auf den Flur. „Warum doch, o Vater, stellst du dich diesmal so an?“ frug seine Tochter. „O Mütterchen, wie viel schon meiner Gegner im Spiele gewesen sind, nie hat mich einer besiegt; aber dieser Abji panurat hat mich überwunden; nur du, deine Mutter und ich, wir sind noch frei.“ — „Und das beschwert dich so, Vater? Wird dir der morgende Tag nicht alles wieder zurückbringen? ruf ihn herein zum Essen!“ so sprach sie. Am anderen Tage stiegen die Männer wieder in den Sopo zum Spiele, die Tochter des Häuptlings aber stieg hinauf auf den Balkon<sup>3)</sup> des Wohnhauses, gegenüber dem Sopo, und suchte durch Singen und Kokettiren die Aufmerksamkeit des Abji panurat auf sich zu ziehen. Dieser hatte sie bald entdeckt und hatte nun keine Augen mehr für das Spiel. Da kam Radja Tunggul di djudji: „Frisch auf, mein Fürst, spielen wir!“ „Ja, spielen wir!“ sagte jener. Aber o weh! was sein Gewinn gewesen, war bald seine Schuld geworden, denn bei dem Rollen der Würfel hingen doch seine Augen an der Tochter des Häuptlings. Bald hatte sichs so gewandt, daß er noch in Schuld blieb. Da hörten sie auf mit Spielen und rechneten. Da kam Radja Tunggul di djudji: „Da nun die Sachen so liegen, o Abji panurat, — wo ist die Bezahlung deiner Schuld?“ „Ich habe sie noch nicht,“ war die Antwort. „Nun, wenn dem so, stecke deine Hände nur in diese Schlinge,“ sagte jener. Also band er ihn und legte ihn in den Block und zwar unter die Leiter, die zum Sopo hinaufführte. „O weh! die Anderen, jetzt meine Gefährten, die du im Spiele überwunden, liegen oben im Sopo und mich allein legst du unter die Treppe?“ „Ja so ist's. Die Anderen zu überwinden, hat mir nicht viel Mühe gemacht, bei dir aber bin ich müde und matt geworden.“ Also lag Si Abji panurat im Blocke unter der Treppe.

<sup>1)</sup> Der Geist, tondi, bildet wohl die Persönlichkeit des Menschen, doch wird er auch als Schutzgeist angesehen, aber als ein sehr launischer. Er kann Segen und Unheil verursachen, auch vom Leibe getrennt existiren, was aber für den Menschen gefährlich ist. Heftige Begierden, Niedergeschlagenheit, Verwirrung, Krankheit, Mißerfolge u. s. w. werden zum Theile als Außerungen des tondi angesehen. Ihm muß wegen diesem Allem auch geopfert werden.

<sup>2)</sup> Sowohl Besänftigungs-, als Wunsch- oder Bittopfer. Ueberhimmlische Wesen, wie der hier eingefahrene Geist, erhalten nur vegetabilische, keine blutigen Opfer.

<sup>1)</sup> Ein höherer Geist, der seinen Wohnsitz in Hainen, alten Bäumen, Schluchten oder an sonst schauerlichen Orten hat, wo ihm auch geopfert wird. Er ist gleichsam der Beherrscher eines gewissen Distrikts.

<sup>2)</sup> Ein offenes Gebäude, gewöhnlich dem Wohnhause gegenüberstehend, zu allerlei öffentlichem Gebrauche.

<sup>3)</sup> Ein Ausbau unter dem über die Basis des Hauses vorspringenden Dachgiebel.

## Die Lebensbedingungen der Lärche.

Es ist vielfach versucht worden, die Lärche (*Larix europaea* D. C.), welche wegen ihres vortrefflichen Holzes einer der geschättesten Waldbäume ist, außerhalb ihres Heimathgebietes anzupflanzen, doch sind die Versuche meist von geringem Erfolge gewesen. Ueber die Ursachen, welche das Gedeihen dieses Baumes befördern, gehen die Angaben der Forstmänner und Botaniker weit aus einander, ja widersprechen sich direkt. Herr Prof. Bühler in Zürich regt daher zu einer erneuten wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes an und macht selber den Anfang dazu mit einem im „Forstwissenschaftlichen Centralblatt“ (8. Jahrg. 1886, 1. Heft) erschienenen Aufsatz: „Streifzüge durch die Heimath der Lärche in der Schweiz.“

Das natürliche Verbreitungsgebiet der Lärche in der Schweiz erstreckt sich nach Bühler auf die Kantone Graubünden, Tessin, Wallis und die der Hochgebirgsregion angehörenden Theile von Waadt, Bern, Uri, St. Gallen und Appenzell. Dasselbe hat etwa 20 000 qkm Ausdehnung.

Die Lärche ist in der Schweiz deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie allein oder in Gesellschaft der Arve oder Zirbelkiefer (*Pinus cembra*) die Waldungen an der Baumgrenze bildet und bei den neuen Aufforstungen, welche in verschieden hohen Gebirgslagen im Gange sind, eine wichtige Rolle zu spielen berufen ist.

Nach Christ ist die obere Grenze der Lärche bei 2300 m, die untere bei 423 m gelegen. Die Jahrestemperatur an der unteren Grenze liegt zwischen 9° und 10° C. (doch 12° im unteren Tessin), an der oberen Grenze zwischen + 1,2° und - 1,0°. Da nun die Temperatur in der übrigen Schweiz und in Deutschland, das Rheinthal ausgenommen, 10° selten übersteigt, so ergibt sich, daß in der Temperatur der Grund des schlechten Gedeihens der Lärche oder ihres Absterbens nicht gesucht werden kann. In Sils Maria, wo sich einer der schönsten Lärchenbestände findet, sinkt die Temperatur oft auf - 25°, in Castasegna und Martigny steigt sie auf 33° und mehr.

Weiter zeigt Bühler, daß die Regenmenge ohne Einfluß ist auf das Wachstum der Lärche. Da, wo letztere am besten gedeiht, in Wallis und Engadin, beträgt die Regenmenge im Durchschnitte 60 cm; in Martigny, Sitten, Nidingen geht sie selten über 70 cm hinaus; in Bevers kann sie auf 49 cm sinken und steigt selten auf 80 cm. Sils Maria hat etwas mehr Regen, aber niemals über 90 cm. In Deutschland andererseits beträgt die Regenmenge 55 bis 75 cm und steigt in kleineren Gebieten bis 85 cm. Nur in der schwäbisch-bayerischen Hochebene wird auch dieser Betrag noch überstiegen.

Die Lärche gedeiht auf feuchtem Boden ebenso gut wie

auf trockenem. Vielfach finden sich schöne Lärchenbestände längs der Flußufer. Doch tritt sie mit einer Ausnahme (am See von Silvaplana) nur an fließendem Wasser auf.

Was nun den Einfluß der Insolation betrifft, so hängt letztere von der Bewölkung ab. Der Grad der Bewölkung wird bekanntlich dadurch ausgedrückt, daß man den bewölkten Theil der Himmelsdecke in Zehnteln der ganzen Himmelsdecke anspricht. Im Verbreitungsgebiete der Lärche schwankt die Bewölkung zwischen 4,4 (Sitten) und 5,9 (Sargans). Nur in Gábris geht sie über diese Grenze hinaus bis auf 6,5.

Dahingegen beträgt in der übrigen Schweiz die Bewölkung fast ausnahmslos 6,0 bis 7,0, steigt sogar auf 7,5. In Deutschland beträgt der Durchschnitt 6,5 bis 6,8. Recht deutlich treten die günstigeren Verhältnisse des Lärchengebietes hervor, wenn man die Zahl der heiteren Tage vergleicht. Es zeigt sich alsdann, daß in vielen Gegenden der Schweiz das Maximum der heiteren Tage hinter dem Minimum derselben im Lärchengebiete zurückbleibt, und daß auch in Deutschland (es liegen nur die Daten für Bayern vor) die Zahl der heiteren Tage bedeutend geringer ist als im Lärchengebiete.

Die allerdings nur für einen Zeitraum von drei Jahren vorliegenden Windbeobachtungen ergeben, daß die Zahl der Windstillen sich in den Lärchenstrichen im Allgemeinen ebenso stellt, wie in den übrigen schweizerischen Stationen. Doch muß man dabei in Betracht ziehen, daß die Intensität der Luftbewegung fast überall von 600 m an erheblich zunimmt, daß also bei demselben Betrage der Windstillen in den höheren Regionen der Luftwechsel viel stärker ist.

Die relative Feuchtigkeit übersteigt in den Lärchengebieten nicht 79 Proc. (in Martigny und Gábris 72 Proc., in Castasegna sogar 64 Proc.), beträgt aber in der übrigen Schweiz meist 80 Proc. und steigt mehrfach auf 85 bis 87 Proc. In Deutschland sinkt sie selten unter 75 Proc., in Bayern beträgt sie meist 77 bis 79 Proc. In Folge dieser geringeren Luftfeuchtigkeit, sowie der stärkeren Bewegung der Luft und des geringeren Druckes im Gebirge, welche Faktoren alle die Transpiration erhöhen, kann die Lärche im Gebirge einen Wassergehalt ertragen, welcher ihr unter geringerer Verdunstung verderblich werden müßte.

Das Endergebniß der Untersuchung Bühler's ist folgendes: Der Faktor des Lichtes beherrscht das Wachstum der Lärche. Die übrigen Faktoren mögen noch so günstig sein, sie gedeiht außerhalb ihrer Heimath nur, wenn sie möglichst viel Licht und genügenden Luftwechsel genießt, wenn sie also am Wald- und Bestandsrande, an Süd-, Ost- oder Westhängen im Einzelstande mit voll ausgebildeter Krone und stets vorwüchsig erzogen wird.

## Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Unter den Ländern, für welche die Einfuhr deutscher Waaren die erste Stelle einnimmt, ist nach der „Allg. Z.“ vorzugsweise Norwegen zu nennen. Die Gesamteinfuhr aus Deutschland dahin stellte sich im Jahre 1884 auf 28,8 Proc., während England an der Einfuhr mit 26,5 Proc. und die übrigen exportirenden Staaten in weit geringerem Maße theilhaftig waren. Der Gesamtwert der Einfuhr aus Deutschland betrug 45 781 800 Kronen. Steinkohle wird fast ausschließlich von England geliefert. Auch in Metallartikeln genießt England noch eines erheblichen Uebergewichtes. In Lokomotiven und Maschinen hingegen kommt Deutschland dem britischen Mitbewerber schon sehr nahe; in Manufakturwaaren aus Spinnstoffen hat es England überholt, und Kolonialwaaren wurden dem Lande in weit überwiegender Menge aus Deutschland zugeführt, indem der deutsche Import sich hierin mit 9 132 000 Kronen, der englische nur mit 4 286 500 Kronen bewertete. Die Zuckereinfuhr nach Norwegen belief sich in dem gedachten Jahre auf 4 776 500 Kronen, woran Deutschland mit nahezu der Hälfte, nämlich mit 2 224 900 Kronen, theilhaftig war.

— Prof. Dr. F. Umlauf veröffentlicht jetzt unter dem Titel „Die Alpen“ (Wien, A. Hartleben) ein Handbuch der gesammten Alpenkunde, welches im Rahmen eines Kompendiums unser Wissen von diesem Gebirge nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung und die vielfachen Beziehungen des Menschen zu demselben darstellt. Die 15 Lieferungen, von denen drei bereits erschienen sind, werden behandeln die Grenzen, die Eintheilung, den vertikalen und geologischen Aufbau, die Topographie der Alpen, die Täler, Flüsse, Seen, das Klima, Lawinen und Gletscher, Flora, Fauna, Ethnographie, Straßen und Eisenbahnen, die Alpenforschung, die Touristik, die Kurorte und die Kunst.

— Die Erstigung des Canigu, des höchsten Gipfels der französischen Pyrenäen, war seither mit großen Schwierigkeiten verbunden und im obersten Theile sogar sehr gefährlich. Der Alpenklub von Roussillon hat im vergangenen Jahre mit Unterstützung des französischen Centralklubs Stufen in den Gipsfelsen hauen lassen, so daß die höchste Spitze jetzt auch von Damen ohne sonderliche Gefahr ersteigen werden kann. Die Fernsicht vom Canigu ist bekanntlich eine der ausgedehntesten und umfaßt das ganze Gebiet von Marseille und Montpellier bis Toulouse.

— Verneau macht darauf aufmerksam (Revue d'Anthropologie 1886, p. 10), daß sich Schädel mit dem reinen Cro-Magnon-Typus nicht nur unter Vasken, sondern auch in Nmeria und in Andalusien und zwar in verhältnismäßig neueren Gräbern finden. Es ist interessant, daß auch die Schädel von Nokua bei Hammam Meskhoutin in Nordafrika demselben Typus angehören, und daß der Babylonstamm der Denhadja, der sich rühmt, von den Erbauern dieser Dolmen abzustammen, heute noch ganz dieselbe Schädelbildung zeigt.

Ko.

## Asien.

— Ueber die Kirgisen giebt Dr. Seeland, Ghesarzt der Provinz Semiretschensk, in der Revue d'Anthropologie 1886, p. 25 interessante Daten und Körpermessungen, sowohl über die echten Kara-Kirgisen, wie über die Kirgis-Kasaken, die nach seiner Ansicht unzweifelhaft nur zwei Zweige eines Stammes sind; der Kasakendialekt hat zwar den altaischen

Charakter reiner bewahrt als der der schwarzen Kirgisen, aber beide Stämme können sich leicht mit einander verständigen. Ihre Gesamtzahl schätzt Seeland auf 1 1/2 Millionen; in seiner Provinz wohnen 540 000, darunter 384 000 Kasaken. Die Messungen ergeben für die Frauen ein im Ganzen günstigeres Resultat als für die Männer und weisen sie einem höheren Typus zu.

— Ueber die giftige Spinne, den Karakurt der russischen Steppen, giebt Seeland, der Ghesarzt der Provinz Semiretschensk, in der „Revue d'Anthropologie“ (1886, p. 34), einige dankenswerthe neuere Daten. Die Spinne, die bekanntlich derselbe Lathrodectus tredecimguttatus ist, welcher am westlichen Mittelmeere als Malmignatte bekannt ist, ist kaum einen Centimeter lang, ganz schwarz und borstig; nach Köppen spinnt sie an trockenen Stellen am Boden ein starkes Netz, um ihre Hauptnahrung, die Heuschrecken, zu fangen. Ihr Biß gilt für schlimmer als der der Tarantel und des Skorpions; der Gebissene empfindet sofort einen heftigen Schmerz, bekommt starkes Fieber, Meteorismus des Unterleibes und meistens eine erhebliche Athemnoth. Die Erscheinungen dauern mindestens 8 bis 10 Tage und können, sich selbst überlassen, zum Tode führen, während bei zweckmäßiger Behandlung meistens Genesung eintritt, doch sind auch dann langwierige Nachkrankheiten, Lähmungen und chronische Entzündungen nicht selten; die Kirgisen behaupten, daß fast immer temporäre Impotenz eintrete. Ihre Behandlungsweise besteht in einem Kreuzschnitte über die Bißstelle mit nachfolgender Anwendung des nationalen Schröpfkopfes, eines Ochsenhorns mit durchbohrter Spitze, an welcher der Helfende saugt und dessen Oeffnung er dann mit einem an der Zunge befestigten Stückchen Wachs verschließt. Seeland hat selbst nie einen Gebissenen behandelt, aber von vier sicheren Fällen gehört, die alle in Genesung ausgingen. Pferde leiden mehr als die Menschen, doch auch von ihnen konnte der Verfasser nur zwei sichere Fälle in Erfahrung bringen, in welchen die gebissenen Thiere eine halbe Stunde nach dem Bisse verendeten. Von gebissenem Rindvieh spricht er nicht; jedenfalls scheinen seinen Daten gegenüber die Angaben Köppen's, daß in den Jahren 1838 und 1839 in Südrußland gegen 70 000 Stück Rindvieh durch den Karakurt getödtet worden, etwas übertrieben. Dagegen bestätigt er in vollem Umfange die Immunität der Schafe; schon die Ausdünnung eines Schafelles soll die Spinne vertreiben, und wenn die Kirgisen an einer von ihr bevölkerten Stelle ein Lager schlagen wollen, treiben sie erst die Schafheerden ein paar Male über den Platz; die Schafe sollen die Spinne nicht nur zertreten, sondern auch mit Begierde fressen. Hier und da hält es der Kirgise sogar für nöthig, seine Furte mit einem Wassergraben zu umgeben. Die Malmignatte gilt am vorderen Mittelmeere, obgleich sie überall vorkommt, nur auf Korsika und Sardinien für giftig; weder an der Riviera, noch in Sicilien, noch in Nordafrika beachtet man sie.

Ko.

— Der gesuchteste Orden in Persien ist nach Henri Moser derjenige der Ehrenlegion. Warum? In Folge eines zwischen Frankreich und Persien abgeschlossenen Vertrages dürfen die Inhaber desselben nicht die Bastonnade erhalten, und das ist im Reiche des Schahs ein großer Vortheil.

— In welcher fürchtbarem Grade die Berri-Berri, jene endemische Krankheit, deren Hauptsymptome in Mattigkeit, vermindertem oder ganz aufgehobenem Gefühle der Extremitäten, Empfindung allgemeiner Erstarrung zc. bestehen, in

der niederländisch-indischen Armee um sich greift, zeigt folgende, der „Indischen Militärzeitschrift“ entnommene Uebersicht. Es sind von Militärpersonen an Berri-Berri im

Jahre	unter Behandlung gekommen	gestorben	für untauglich erklärt worden
1867	—	—	—
1868	19	—	—
1869	135	13	—
1870	260	20	—
1871	819	57	—
1872	868	42	—
1873	408	23	—
1874	579	26	—
1875	776	24	—
1876	574	20	—
1877	1812	145	—
1878	2411	294	—
1879	3602	366	—
1880	3290	221	—
1881	3955	192	—
1882	3025	132	193
1883	3850	194	201
1884	5338	235	842

Die mitgetheilten Zahlen machen jede weitere Bemerkung überflüssig.

### Afrika.

— Die Deutsch-Afrikanische Gesellschaft soll durch mehrere Verträge im September und November vorigen Jahres das ganze Somali-Land von der englischen Grenze unweit Berbera an bis nach Warisreich (nördlich von Mog-duschu) unter ihre Oberherrlichkeit gebracht haben; es sind ihr das Handelsmonopol, das Recht auf Ausbeutung von Bergwerken, Grund und Boden, soweit derselbe noch frei ist, Wäldern, Flüssen, Perlfischerei und auch die wesentlichsten Hoheitsrechte eingeräumt worden. Wer die Reisebeschreibungen von Hagenmacher, Révoil, James gelesen hat, kann über solche Ankündigungen nur lachen: giebt es denn im Somali-Lande überhaupt Jemanden, der solche Verträge abzuschließen berechtigt ist und die Macht dazu hat? Und was gedenkt man dort zu holen? Glaubt denn jene Gesellschaft wirklich, daß die Verhältnisse im Somali-Lande in Fachkreisen so wenig bekannt sind, daß sie solche thörichte Nachrichten sich verbreiten läßt? Ende November soll auch die Landschaft Uhehe, ferner Ukena (?), Mahenge u. s. w. für dieselbe Gesellschaft erworben worden sein. Uhehe liegt südwestlich von Usagara zu beiden Seiten des achten Breitengrades, hat Höhen von 6000 bis 7000 Fuß und ein rauheres Klima, eignet sich besonders zur Viehzucht und soll schon jetzt viel Felle exportiren. Uhehe ist in der That reich an Vieh, wie J. Thomson, der das Land zuerst durchzogen hat (1879), berichtet. „Als ein reines Hirtenvolk hängen sie (die Wahehe) in Bezug auf Nahrung fast gänzlich von ihrem Vieh ab, und die Männer geben sich nicht zu Feldarbeiten her. Sie melken jedoch ihre Kühe, wahrscheinlich, um nicht den Weibern die Milch zukommen zu lassen. Letztere trinken sie warm und heben den Rest auf, welcher besonders gepriesen wird, wenn er geronnen oder — wie sie sagen — reif geworden ist. Das Fleisch, welches sie genießen wird nur an der Oberfläche gewärmt und dann ver-

schlungen. Sie haben weder Ziegen noch Hühner.“ Der „Globus“ wird übrigens in nächster Zeit bei der Schilderung von Viktor Giraud's Reisen nach dem innerafrikanischen Seengebiete Gelegenheit haben, seinen Lesern ausführlichere Nachrichten über die Wahehe und ihr Land mit Abbildungen vorzulegen.

— Dr. Fischer ist nach einem Marsche von 101 Tagen glücklich in Kagehi an der Südspitze des Viktoria Nyanza angekommen und gedenkt von dort zu Schiffe sein nächstes Ziel, Uganda an der Nordküste des Sees, zu erreichen, da ihm der Weg längs dessen Westufer durch die Landschaft Karagwe in Folge übertriebener Tributforderungen so gut wie versperrt ist. Ueber die schwierigen Verhältnisse in Uganda, wo die Araber den jungen König Manga gegen die Europäer aufgehört haben, ist Dr. Fischer zum Glück unterrichtet, wenn er auch von Bischof Hannington's Ermordung noch nichts zu wissen scheint. Man darf sich nicht verhehlen, daß Dr. Fischer jetzt vor einem überaus schwierigen und gefährlichen Abschnitte seines kühnen Unternehmens steht.

— Aus Südafrika kommt die Nachricht, daß Voern in das Maschona-Land „treffen“, wo ihnen Ländereien bis zum Zambesi hin überlassen worden sind. Eine andere Kolonie von Weißen, Engländern und Voern, ist kürzlich unter dem Namen Upingtonia im Ovambo-Lande — südlich vom mittleren Kunene, nördlich vom deutschen Schutzgebiete in Südwestafrika — entstanden.

— Für die österreichische Congo-Expedition unter Prof. Lenz, welche anfangs wegen Mangels an Trägern nicht recht vorwärts kam, haben sich die Aussichten nach den letzten Berichten (abgedruckt in „Mitth. der k. k. Geogr. Ges.“ in Wien Bd. 29, Nr. 1) sehr gebessert. Ein Brief des Herrn Baumann, aus Leopoldville vom 26. November 1885 datirt, meldet, daß sie nach etwa Monatsfrist von dem Dampfer „Le Stanley“ nach der Station an den Stanley-Fällen befördert worden und von Herrn Bohndorf als Delegirten des Congo-Staates begleitet werden sollten. Bohndorf, der langjährige Begleiter Dr. Junker's und Kenner des Njambam-Landes, wird als solcher für die Zwecke der Expedition voraussichtlich von großem Nutzen sein, wenn es derselben gelingen sollte, die Wasserscheide zwischen Nil und Congo von Süden her zu erreichen und festzustellen. — In den Briefen von Prof. Lenz ist uns besonders aufgefallen, daß viele der bisher auf den officiellen Karten angegebenen Stationen des Congo-Staates als aufgehoben bezeichnet werden, so die Station am Lufu-Flusse, so Wanza Mantefa, so Ngombe, deren Häuser sogar niedergebrannt werden mußten. Die einzige Station, welche Lenz auf dem rechten Congo-Ufer zwischen Ango-Ango und Ngombe passirte, war Lukunga. „Am oberen Congo — schreibt er a. a. D. S. 37 — sind auch fast alle Stationen aufgelöst worden; es besteht, so wie ich weiß, nur noch Leopoldville am Stanley-Pool, die Aequator-Station und die Fall-Station in der Nähe des Aruwimi. Es scheint, daß man alle verfügbaren Mittel für den unteren Congo verwenden will, wo die Verlegung der mit enormen Kosten errichteten Hauptstation Vivi natürlich viel Geld und Arbeitskraft erfordert; man will den Hauptort in der Gegend von Mboma anlegen; der Platz ist allerdings günstiger als der ganz unmögliche und schwer zugängliche Fels von Vivi, dagegen sind dort die sanitären Verhältnisse voraussichtlich weniger vortheilhaft.“ — Dieser Wechsel der Dinge, über welchen merkwürdiger Weise „Le Mouvement Géographique“ bisher kein Wort berichtet hat, ist außerordentlich auffallend. Hat doch das Brüsseler Blatt, die officielle Quelle über Angelegenheiten des Congo-Staates, in seiner Polemik gegen Pechuel-Loesche, Zöllner, Tisdell und Andere selbst zugegeben, daß der untere Congo wenig werth sei, und immer auf den Oberlauf des Stromes als das wahre Eldorado hingewiesen — und nun diese Verlegung des Schwergewichtes an den ungesunden, armen und aussichtslosen Unterlauf! Dieses Schweigen über die veränderte

Politik! Sollte das vielleicht gar schon der Anfang vom Ende des neuen Staates sein?

### Nordamerika.

— Ueber Gletscherspuren auf dem Plateau von Mexiko berichtet Packard im „American Naturalist“ gelegentlich einer sehr interessanten Beschreibung einer Besteigung des Popocatepetl. Allenthalben im Umfange der Stadt Mexiko finden sich Moränen und beweisen, daß die Gletscher von den Vulkanen der Cordillere von Ahuasco bis mindestens zu 9000 Fuß Meereshöhe herunterreichten. Die Quaternärseen der mexikanischen Hochebene verdankten offenbar den schmelzenden Eismassen ihre Entstehung. Deutliche Moränen und Blöcke mit Gletscherschliffen reichen aber längs der mexikanischen Eisenbahn bis nach Peñuella, drei Meilen östlich von Cordova, und erreichen (nach Mittheilungen von Herrn Otto Fink) erst bei 2500 Fuß ihre untere Grenze. Das ganze Plateau zwischen Popocatepetl und Iztaccihuatl war offenbar in der Eiszeit von einem förmlichen Eismeere erfüllt. Ein kleiner Gletscherrest hat sich in einer tiefen Schlucht erhalten, wo der zusammengewehete Schnee nach unten in Eis übergeht.

### Südamerika.

— Surinamische Mittel gegen Schlangengift. In dem eben erschienenen ersten Hefte des 35. Theiles der Bijdragen tot de Indische Taal-, Land- en Volkenkunde ist ein höchst interessanter Aufsatz des Professors R. Martin über seine Reise auf dem oberen Surinam enthalten, dem wir folgende Mittheilung über Schlangengift und Gegenmittel auszugsweise entnehmen.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob es ein Gegenmittel gegen Schlangenbiß, vor Allem auch gegen den der Klapperschlange gäbe; folgender Beitrag möge daher eine Stelle finden. Am 1. Februar hatte ein Indianer auf Aruba eine Klapperschlange für uns gefangen, die wir mit einem kurz vorher erbeuteten Exemplare in einem mit Drahtgitter versehenen Kasten aufbewahrten. Am 28. März desselben Jahres wagte es ein hellfarbiger Mischling zu Paramaribo, eine der Schlangen aus dem Käfig zu nehmen. Das Thier, welches gewiß Zeit genug zur Giftsammlung gehabt hatte, biß ihn in die Hand, so daß das Blut hervortrat. Schon nach 10 Minuten begann die Hand zu schwellen und die Anschwellung hatte gegen Abend bedeutend zugenommen, die Zunge wurde dick, der Mann war während der Nacht sehr unruhig und brach dunkles Blut aus. Auch am folgenden Tage wurden noch ähnliche Erscheinungen beobachtet, am 30. klagte er über Leibschmerzen. Martin trat seine Reise nach dem Inneren an diesem Tage an und glaubte, daß er den Patienten nicht lebend wiedersehen würde. Dagegen hat dieser Mann wenige Tage später seine Arbeit wieder aufgenommen und nach der allgemeinen Meinung ist er durch ein ihm selbst bekanntes Gegenmittel gerettet worden.

Professor Martin sagt sehr richtig: Aus diesem Beispiele ergibt sich entweder, daß das Gift der Klapperschlange — man erinnere sich, daß zur Ansammlung von Gift Zeit vorhanden war — nicht immer tödtlich ist, oder aber, daß es ein Gegenmittel giebt, welches wenigstens den ärgsten Folgen des Bisses, selbst einer Klapperschlange, vorzubeugen vermag.

In dem vorliegenden Falle hatte der Gebissene sich schon vor Jahren mit einem aus Pflanzenwurzeln bereiteten Präparate eingimpft; als nun trotz seiner vermeintlichen Immunität die gebissene Stelle zu schwellen und andere drohende Erscheinungen einzutreten anfingen, impfte er sich aufs Neue, nahm auch innerlich Gegengift, weil, wie er glaubte, die frühere Einimpfung unwirksam geworden war; ferner aber war er damals krank und weniger widerstandsfähig, denn er hatte kurz vorher in den Goldfeldern bei einem Unwohlsein reines Quecksilber gebraucht und fühlte sich seitdem nicht wohl.

Sein Glaube, daß, wenn sein Körper nicht geschwächt gewesen wäre, die frühere Impfung genügt haben würde, ihm Immunität zu verleihen, ließ sich nicht erschüttern und sein Bruder erbot sich sogar, das Experiment zu wiederholen, während der andere Bruder noch als rettungslos verloren angesehen wurde.

Auf Carolina und Phaedra, zwei Pflanzungen, deren Einwohner als im Besitze von Gegenmitteln gegen Schlangenbisse befindlich bekannt sind, verwendet man als Arznei die Blätter und Wurzeln von drei Pflanzen, deren einheimische Namen auch einigen Weißen in Paramaribo bekannt sind, die sich also bestimmen lassen würden; denselben werden aber noch Köpfe giftiger Schlangen zugesetzt, die getrocknet und in einem eisernen Topfe verkohlt werden. Die Pflanzen werden nur getrocknet, zerkleinert und den Resten der Schlangen zugesetzt; die ganze Masse sieht dem Roggenbrode äußerlich ähnlich; die Besitzer des Geheimnisses führen stets einigen Vorrath bei sich und verkaufen ihn gegen hohe Preise. Dies Mittel wird weder eingimpft noch als Präservativ gebraucht, sondern den bereits Gebissenen eingegeben. Es muß in Braantwein gelöst getrunken und in ähnlicher Auflösung auf die Wunde gelegt werden. Rigot, ein Neger und Besitzer eines Geheimmittels, unterbindet die Wunde noch, behauptet aber, daß diese Operation allein nicht genüge.

Professor Martin schließt seine Mittheilungen mit folgender, in jeder Hinsicht richtigen Bemerkung: „Der Mann spricht so verständig und so wenig prahlerisch von seinem Mittel, daß ich nach Allem, was ich erfahren habe, es als eine wünschenswerthe Aufgabe für einen Physiologen bezeichnen muß, die Wirkung desselben zu untersuchen. Es ist leicht zu erhalten und die lebenden Schlangen, welche sich jetzt im Thiergarten von Amsterdam befinden, könnten gewiß ohne Hinderniß zu Versuchen an Thieren verwendet werden. Wenn sich das Mittel als zuverlässig erweisen sollte, so würde daraus jedenfalls der größte Nutzen gezogen werden können; bis jetzt freilich muß es mit Zurückhaltung angenommen werden, da bekanntlich auch die Aristolochia Serpentaria L. früher als sicheres Gegenmittel gegen den Biß der Klapperschlange in Amerika galt und später die Nichtigkeit desselben zur Evidenz bewiesen worden ist.“

— Die Gebiete, welche die chilenischen Truppen im Jahre 1882 südlich von der Stadt Angol den Araukaniern abgenommen haben, sind in den folgenden Jahren mit 3726 europäischen Kolonisten, darunter 1975 Schweizern, 950 Deutschen, 605 Franzosen und 151 Basken besiedelt worden, denen es anscheinend gut geht. Eine Eisenbahn nach Valdivia ist im Bau. Die Einwanderer stehen übrigens unter chilenischen Beamten, die sich bemühen, ihre Untergebenen so rasch wie möglich zu Chilenen zu machen; Selbstverwaltung ist den Kolonisten nicht gestattet.

**Inhalt:** G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. X. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — de Dobbeler: Die Samojeben. III. — W. Ködding: Si Abji panurat und Si Abji pamasa. Ein Batakisches Märchen. I. — Die Lebensbedingungen der Lärche. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 24. Februar 1886.)